

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme
Band: 9 (1952)
Heft: 4

Artikel: Der Vorgang der Eingemeindung
Autor: Beck, Hansjürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Vorgang der Eingemeindung

Wer heute ohne die Belastung historischen Wissens aus der zweisprachigen Stadt Biel gegen den See spaziert, wundert sich, dass er plötzlich in einem anderen Städtchen, nämlich in Nidau steht. Von Biel her verkehrsmässig erschlossen, nimmt sich Nidau wie ein Teil der Stadt Biel aus, wie ein Vorort, dessen Eingemeindung vielleicht aus Gründen der politischen Zurückhaltung aufgeschoben oder versäumt worden ist. Betrachtet man das Phänomen näher, stellt sich heraus, dass Nidau bernischer Amtssitz ist, einem viel grösseren Amt vorstehend als das kleinste bernische Amt, nämlich Biel selber. Auch drängt sich der Gedanke auf, dass in Anbetracht der historischen Ehrwürdigkeit eher Biel von Nidau müsste eingemeindet werden. So aber ist das alte Städtchen zum blossen Vorort herabgesunken.

Ein ähnliches Schicksal hätte Zürich treffen können, als es vor 1893 von seinem Vorort Ausserihl überflügelt worden war, als der Kreis der dicht besiedelten Vororte die Stadt zu erdrücken schien. Die historische und politische Vernunft rief damals nach einem vergrösserten Zürich. Von heute aus betrachtet scheint uns das die selbstverständliche Entwicklung gewesen zu sein.

Nicht mehr ganz so selbstverständlich war die zweite Eingemeindung vom 1. Januar 1934, die in ihrem gebietsmässigen Umfang (es wurden gleichzeitig acht Gemeinden säkularisiert) in der Schweiz einen einzigartigen Vorgang darstellt. Wieder war es ein Vorort, diesmal Oerlikon, der zum Konkurrenzgebilde der Stadt heranwuchs und bereits über eine grössere Bevölkerungszahl und eine bedeutende Industrie verfügte. Oerlikon war aber gerade einer jener Vororte, die sich am heftigsten gegen die Eingemeindung sträubten. Es sind also nicht die aufstrebenden Vororte, die nach einem Anschluss an die Stadt rufen, vielmehr sind es die unbedeutenden, die unscheinbaren Gemeinden, die auf einen Zusammenschluss mit dem starken Nachbarn drängen. Um dies zu verstehen, sind Ueberlegungen von nur prinzipieller Natur ungenügend. Die Erscheinung muss an Ort und Stelle studiert werden, die Untersuchung hat bis ins Detail zu erfolgen, ansonst man die Notwendigkeit des Ablaufes der Ereignisse nicht einsehen kann. Eine grössere Arbeit des Verfassers *) hat sich eingehend mit der Entwicklung des geringsten aller eingemeindeten Vororte von 1934, mit Witikon, befasst. Auch dort galt es zu beweisen, dass die prinzipiellen Erwägungen, die meistens einer Erhaltung der Gemeindeautonomie das Wort reden, für den besprochenen Fall falsch sind. Das Eingehen auf die Detailprobleme einer solchen Vorortgemeinde ergibt deutlich, dass zu jenem Zeitpunkt andere Lösungen untragbar gewesen wären, die Eingemeindung früher oder später erfolgen *musste*.

*) Hansjürg Beck: Der Kulturzusammenstoss zwischen Stadt und Land in einer Vorortgemeinde. Regio-Verlag Zürich 1952.

Wie kommt es dann aber dazu, dass eine solche Eingemeindung als unvermeidlich erscheint? Wie wird es möglich, dass eine Gemeindeautonomie, mit welchen Gefühlen es auch immer sei, aufgegeben werden muss? Diese Fragen sollen nach Möglichkeit in den folgenden Zeilen beantwortet werden. Dabei stützt sich der Verfasser naturgemäss auf die ihm bekannten Erscheinungen aus der Entwicklung Witikons vom Vorort zum Stadtquartier. Durch eine grosse Zahl von Diskussionen zur Selbstkontrolle hat er sich aber immer wieder davon überzeugen können, dass Witikon kein Sonderfall ist, sondern dass das Verhalten dieser Gemeinde demjenigen irgendeiner Gemeinde in ähnlicher Lage sehr nahe kommt.

Wie Aerzte von einer meist unbemerkten Inkubationszeit bis zum Ausbruch einer Krankheit sprechen, so können wir von einer Zeit der Vorbereitung sprechen, bevor im Vorort der Gedanke der Eingemeindung durchbricht. Nur sind in unserem Falle die Symptome, so unscheinbar sie sind, für den Kenner schon recht früh und in allen Fällen zu erkennen. Ein Landverkauf, ein Baugespann, ein Kleidungsstück, ja selbst eine bestimmte Speisefolge zeigen alle den unterirdischen Vorbereitungsprozess an, der schliesslich zum offenen Wunsch führt, sich eingemeinden zu lassen.

Diese Zeit der Vorbereitung begann in Witikon ungefähr zu Ende des Ersten Weltkrieges. Um die eigentliche Ausgangskonstellation zu überblicken, müssen wir aber noch weiter, bis ins Jahr 1893 zurückgreifen. Bis zu diesem Zeitpunkt war Witikon nämlich eine durch geographische Umstände isolierte, in ihrem ganzen politischen Gehaben verträumte kleine Landgemeinde, angrenzend an Hirslanden, Hottingen und Fluntern auf der Stadtseite, an Zollikon, Maur, Fällanden und Dübendorf auf der uninteressanten Landseite. Seit 1893 aber, als Hottingen, Hirslanden und Fluntern an die Stadt kamen, wurde Witikon plötzlich deren Grenznachbar, und zwar auf etwa einem Drittel seiner Grenzlänge. Das hätte an und für sich unbedeutend bleiben können, wenn sich nicht nach dieser Seite hin schon immer der hauptsächliche Verkehr abgewickelt hätte. Dies nicht nur aus Gründen der wirtschaftlichen Notwendigkeit, ebensowenig wegen der geographischen Lage, die deutlich gegen den See und Zürich hinzeigt. Witikon ist zwar durch zwei tiefe Tobel von der Stadt getrennt, auch haben diese Tobel bis auf den heutigen Tag in zwangloser Weise ein Zusammenwachsen mit der Stadt verhindert, aber sie werden überbrückt von den meistbegangenen Zufahrtsstrassen nach Witikon. So rückte Witikon also in die unmittelbare Einflusszone der Stadt Zürich, in den geographischen Raum hinein, in dem Stadt- und Landkultur hart aufeinander stossen.

Natürlich waren diese Schwingungen der städtischen Einflussnahme nach 1893 nur sehr gering. Noch waren Hirslanden, Hottingen und Fluntern recht ländliche Gemeinden. Sie selber erlebten jetzt die erste Anpassungszeit nach der Aufgabe der Autonomie, die Witikon erst vierzig Jahre später zu erleben hatte. Das änderte aber nach dem Ersten

Weltkrieg, als die ersten Spekulationskäufer auftraten. Wie eine Sucht bemächtigte sich nun plötzlich das Spekulationsfieber nicht nur der Landbesitzer, die plötzlich über bares Geld in unnötigen Mengen verfügten, sondern auch jener wenigen Einheimischen, die nicht in der Landwirtschaft tätig waren. Deren hatte es von jeher eine gewisse Anzahl gegeben. Weil aber Witikon über keine eigene Industrie und über keinerlei Handel verfügte, waren diese Einwohner schon immer auf die Arbeit in der Stadt angewiesen gewesen. Diese Gruppe der auswärts Arbeitenden begann nun völlig unbewusst ihre Wühlarbeit. In gänzlicher Harmlosigkeit stellen sie eine Art Fünfter Kolonne dar, denn einerseits sind sie mit dem Leben des Vorortes völlig verwachsen, sind also keineswegs Fremde, andererseits aber tragen sie täglich eine kleine Woge städtischer Mentalität von ihrem Arbeitsplatz in den Wohnort hinaus. Sie kleiden sich städtisch, sie gehen mit der Mode, denn es wäre ihnen unlieb, am Arbeitsplatz durch ländliche Sitten aufzufallen; sie schlafen aber im Bauernhaus, wenigstens in einem ehemaligen, nicht aus städtischer Romantik, sondern weil sie es von klein auf so gewohnt sind. Sie sind aber auch die ersten, die einen Mangel an städtischen Einrichtungen wirklich empfinden, denn wer wüsste nicht die Vorzüge der öffentlichen Kanalisation, der Elektrizität usw. zu schätzen, wenn er sie einmal kennengelernt hat. Sie sind gewissermassen die Bazillenträger städtischen Denkens, wenn sie selber es auch noch kaum merken.

Ihrem Herkommen entsprechend (die wenigsten sind stolze Bauernsöhne) bekleiden sie in der Stadt meistens bescheidene Stellen, leben auch bescheiden und geben ihr Geld gerne an kleine Landkäufe, denn sie haben wohl gemerkt, dass dieses Land einst das Vielfache gelten könnte. Um aber von ihren Käufen einen sofortigen Gewinn zu erzielen, verkaufen sie das erworbene Land an Arbeitskollegen, an Beamte in der Stadt, die dann im unberührten Gebiet als erste städtische Pioniere in Erscheinung treten. Die soziale Nähe ihrer Stellung bei derjenigen der ansässigen «Kleinen Leute» ermöglicht ihnen eine rasche Assimilation an das Gemeindeleben. Sie sind auch noch so wenige an der Zahl, dass sie willig eingliedert werden, ohne dass man ihrem Einfluss irgendein Misstrauen entgegenbrächte. Und doch sind sie die Schrittmacher einer zweiten, kommenden Besiedlungswelle, denn sie zeigen die Wege zu neuen Wohnstätten, demonstrieren dem stadtmüden Fluchtsiedler ihre beschauliche Abgeschiedenheit vom Lärm der Stadt, vermögen beim Bauern einem (für jenen oft ruinösen) Landverkauf das Wort zu reden und haben als vertraute und oft beliebte Leute doch immer die Sympathien auf ihrer Seite. Kein Mensch ahnt jetzt schon, dass man eines Tages die Folgen dieses vertraulichen Umganges zu bereuen haben könnte.

Bevor aber diese erwähnten Fluchtsiedler, angelockt von den wenigen Pionieren, ihre Einfamilienhäuser rund um den alten Dorfkern aufgestellt hatten und in Scharen in den Vorort zogen, war die Eingemeindung bereits beschlossen und rechtsgültig gemacht worden. Wie war es dazu gekommen, was

für einen Anteil daran hatten die von uns schon besprochenen Einflüsse, und was für andere Kräfte hatten hier mitgewirkt?

Der Angelpunkt des Geschehens scheint mir in folgendem Satz zu liegen: Die Bedürfnisse des einzelnen und der Gesamtheit hatten eine ungeahnte Steigerung erfahren. So lässt sich zusammenfassen, was überhaupt an Kräften vorhanden ist, die nach einer Vereinigung mit der Stadt rufen. Diese Bedürfnisse waren von aussen, eben von der Stadt her, in den Vorort getragen worden. Wir kennen bereits einen der Wege des Eindringens. Die Pioniersiedler und jene Einheimischen, die in der Stadt arbeiten, hatten immer wieder Aeusserungen getan, die ihre Sympathie mit den bequemerem Einrichtungen der Stadtkultur darlegten, und damit hatten sie im ansässigen Bauern auch jene Bedürfnisse erweckt, denen der Vorort als selbständige Gemeinde nicht mehr genügen konnte. Dazu kamen aber noch jene Anforderungen, die der Kanton an die Gemeinde stellte und die ebenfalls in die Richtung der vermehrten Bedürfnisse weisen. So hätte zum Beispiel in Witikon ein Katasterplan erstellt werden müssen, der der Gemeinde zu teuer zu stehen kam. Dazu wurde der Zustand der Strassen immer wieder gerügt, was wiederum eine grosse Belastung des Gemeinwesens geworden wäre. Hier überschneiden sich also jene Bedürfnisse, die im einzelnen Einwohner wuchsen, mit jenen, die von öffentlicher Seite her gewissermassen legitimiert an die verantwortlichen Männer herangetragen wurden. Gleichzeitig geriet aber der wachsende Wohnort in eine wahre Notlage, als dazu noch Probleme traten, die nichts mehr mit dem Luxusbedürfnis des in seinem Denken veränderten Einwohners zu tun hatten. Durch das Schulgesetz wird beispielsweise ganz klar die Höchstgrenze der Schülerzahl für einen Lehrer festgelegt. Durch die Pioniersiedler nun ist der Fall eingetreten, dass die zulässige Schülerzahl überschritten wurde. Ausserdem ist ein groteskes Verhältnis zur Stadt dadurch eingetreten, dass die herrschende Wassernot der Gemeinde deshalb mit Notlösungen behoben werden musste, weil sich die Stadt auf dem Gemeindegebiet längst die damals noch überschüssigen Wasserrechte erworben hatte. Zählen wir nun zusammen, was als obligatorische Gemeindeleistung (Schulhausbau, Katasterplan, Strassenbau, Wasserfrage) zur fakultativen, d. h. wünschenswerten Gemeindeleistung kommt (Kanalisation, Gas, Bebauungsplan, Saalbau, vermehrte Versicherung, besser besoldete Aemter), dann sehen wir uns plötzlich vor einen Berg von Problemen gestellt, den eine so kleine und nicht sehr finanzkräftige Gemeinde nicht mehr bewältigen kann. Davon überzeugt uns ein Blick in die Steuerrechnung. Der Steuerfuss war bereits so hoch angesetzt, dass er ohne Gefährdung der Selbständigkeit nicht mehr so hinaufgeschraubt werden konnte, dass er wirklich eine Gesundung garantiert hätte, denn in einer gewissen Höhe hört nicht nur der Zahlungswille des Einwohners auf, sondern erhebt auch der Kanton Einsprache. Und einen kantonalen Steuerausgleich gab es damals noch nicht.

Es ist nun einmal der Lauf der Dinge, dass eine



Abb. 1.

Witikon vor 1913, eine kleine, verträumte Landgemeinde.

wachsende Stadt um sich herum jene schroffen Gegensätze zweier Kulturen schafft, jene Spannung zwischen gesteigertem Bedürfnis und zurückgebliebener öffentlicher Leistung. Dieser Brandung an der Grenze der Stadtkultur hat auch der Ring der Vororte seine Autonomie opfern müssen. Die Eingemeindung erschien schliesslich als der einzig mögliche Ausweg. Wie hoffnungslos die Situation gewesen war, zeigt auch die Tatsache, dass die Stadt Zürich allein in dem kleinen Witikon und allein im ersten Jahr nach der Eingemeindung 1,5 Millionen (man bedenke den damaligen Geldwert) investierte. Das Kräfteverhältnis zwischen Stadt und Land spiegelt sich auch darin wider, dass die Investitionen in den Vororten für den städtischen Steuerzahler ohne Nachwirkung blieben, für den Steuerzahler des Vorortes aber eine zum Teil kräftige Senkung des Steuerfusses erfolgte.

Wie gross auch die Zahl der Diskussionen und Verhandlungen gewesen sein mag, wieviele Reibungsflächen auch entstanden waren, das kümmert den nicht mehr, der schliesslich von der Vereinigung profitierte, es sei denn, er sei in seinem Denken und Handeln von Grund auf erschüttert und aus der Bahn geworfen worden. Und damit haben wir uns auf die persönlichen und privaten Rückwirkungen der Vorbereitungszeit zur Eingemeindung zu besinnen.

Allgemein ist in jenen Vororten einer Stadt, die von einer Eingemeindung bedroht sind, eine grosse Amtsmüdigkeit nicht nur der gerade amtierenden Gemeindebehörden, sondern auch der Familien, die sich seit Generationen in die Aemter teilten, festzustellen. Wir kennen nun die Probleme, die einer solchen (ehrenamtlichen!) Gemeindebehörde über den Kopf wachsen mussten. Im Verein mit dieser Amtsmüdigkeit geht aber, wenigstens bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung, eine Erschütterung und Veränderung des gewohnten Denkens und da-

mit der altvertrauten Gesetze des Handelns einher. Neben dem Bauernhaus, oft sogar darin, wohnen Leute, die erst um acht Uhr mit ihrer Arbeit beginnen, die abends Zeit haben, nicht nur die Zeitung zu lesen, sondern auch dann noch eine Revanche beim Jassen zu spielen, wenn es für den Bauern Zeit wäre, ins Bett zu gehen. Die Nahrung des Stadtmenschen ist verschieden von der des Bauern. Der Städter kleidet sich ganz anders als der Bauer, und ausserdem redet er eine andere Sprache. Ihn interessieren Dinge, die dem Bauern höchst überflüssig oder wenigstens seltsam erscheinen, und er vernachlässigt gleichzeitig jene Teile seines Wissens, die beim Bauern zum elementaren Denken gehören. Damit haben wir eine Reihe von Spannungen aufgezeichnet, die im Vorort zur Auseinandersetzung führen müssen. Sicher in seinem Gehaben ist dabei von Anfang an der Städter, denn er lebt tagsüber unter seinesgleichen, hat also immer den Vorteil einer geschlossenen geistigen Front. Unsicher dagegen wird der Bauer, der seiner städtischen Nachbarschaft auch tagsüber ausgeliefert ist und einen Rückhalt nur kilometerweit im Hinterland finden könnte. Er ist also derjenige, der früher oder später nachgeben muss, wobei ihm dreierlei Wege offen stehen:

Für den Fall, dass er sich nicht anpassen kann, bleibt ihm der Weg ins Hinterland, der Rückzug, die Kapitulation übrig. In den Wohngebäuden seines ehemaligen Betriebes werden sich vielleicht einige Handwerker sesshaft machen, vielleicht wird seine Scheune in eine Autoreparaturwerkstätte umgebaut, auf alle Fälle tilgt die Zeit verhältnismässig rasch seine Spuren.

Dagegen steht es anders, wenn er wohl einigen Willen zur Anpassung hat, sich treiben lässt, jedoch zu wenig innere Kraft und Sicherheit besitzt, seine ursprüngliche Persönlichkeit in die neue Lebensform hinüberzuretten. Wir sprechen dann von Fehl-

Abb. 2.

Witikon 1913—1933; um die alte Siedlung herum (weisse Häuschen) haben sich die Pioniersiedler erster Ordnung (schwarze Häuschen) ihre Heimwesen gebaut.



anpassung. Solche Fehlanpassungen verzeichnet man im von der Stadt beeinflussten Vorort oft eine ganze Reihe. Auch sind die einzelnen Fälle von verschiedener Gewichtigkeit der Auswirkungen. So nötigt jene Bauernfrau, die nach dem Heuen im Café des Orts noch eine Glace geniesst, dem Städter nur ein verschämtes Lächeln ab, denn im Grunde genommen handelt es sich um einen Fall von Anpassung. Harmlos sind auch jene Fälle, in denen, angesteckt von städtischen Käuferinnen, die Bäuerin im Konsum eine fixfertige Dessertspeise kauft, die unter ihren Händen, weil sie der gedruckten Anweisung doch nicht recht traut, zum nahrhaften Klumpen geronnenen Eiweisses wird. Bekannt und typisch für den Vorort sind auch jene schlacksigen Gestalten, die am Sonntagabend die Kinokasse bestürmen, nicht mehr ganz nach der herrschenden Mode, aber auch nicht mehr herkömmlich-währschaft gekleidet sind, die oft in der neu angelegten Eleganz nicht Mass zu halten wissen und in ihren Bügelfalten einen leicht unglücklichen Eindruck erwecken. Ebenso bekannt sind jene Mädchen, die zu kunstseidenen Strümpfen zu schwere Schuhe tragen, über das dunkelblaue Seidenkleid das selbstgestrickte Jäckchen ziehen, die ihre von der schweren Arbeit angegriffenen Fingernägel trotzdem, wenn auch farblos, zu lackieren pflegen.

Weniger öffentlich spielt sich hingegen jenes kleine Drama ab, in dem der Bauernsohn, vielleicht ohne innere Neigung, mit dem aus Landverkäufen eingegangenen Geld des Vaters «etwas Rechtes» lernen soll, wenn er, nicht mehr recht verwurzelt in dem angestammten Gewerbe, sich in der Stadt lange fremd fühlt. Das Geld, das normalerweise im Bauernhause in geringen Mengen gehortet wird, strömt nun plötzlich schneller herein, arbeitet nicht und kann, wenn es wirklich zur Arbeit herangezogen wird, oft nicht so angewendet werden, dass es dem Besitzer zum Vorteil gereicht. Manchmal

werden durch Einflüsterungen von schlechtberatenen Freunden ganze Vermögen aufs Spiel gesetzt und oft genug prompt verloren. Beispiele zu nennen, verbietet hier die Schicklichkeit, doch ist dem Verfasser besonders eines vor Augen, bei dem eine ehemals stolze menschliche Existenz zum eigentlichen Strandgut an den Rand der gesellschaftlichen Bindungen geschwemmt wurde, ähnlich einem jener von Gottfried Keller geschilderten Bauern in «Romeo und Julia auf dem Dorfe».

In einer immerhin beruhigenden Zahl von Fällen hat in Witikon aber eine Anpassung stattgefunden, die mit den verschiedensten Zielen angestrebt und erreicht worden ist. Dabei tritt immer wieder in Erscheinung, dass der Bauernsohn sich zum Milchhändler oder Gärtner wandelt, was mir eine der natürlichsten Lösungen zu sein scheint, da gerade der Uebergang von der Landwirtschaft zur Gärtnerei der geringsten Umstellungen in den Lebensgewohnheiten bedarf, dazu aber einen wesentlichen Schritt näher an die Bedürfnisse einer städtischen Bevölkerung darstellt. Eine andere Form der Anpassung mag auch darin gesehen werden, wenn der ehemalige Bauer, jetzt reich geworden, sich mit Geschick dem Handel mit Grundstücken widmet, eine Beschäftigung, die manchem Bauern, dessen körperliche Kräfte schwinden, dann nicht übel ansteht, wenn er die nötige Spürnase dazu hat.

Nun haben wir aber noch nicht von der sympathischsten Form der Anpassung gesprochen, die oft erst in der auf den Ansturm der Stadt folgenden Generation möglich ist und zu der viel guter Wille, viel Selbstsicherheit und Aufgeschlossenheit gehören. Ich meine jene Bauern, die in ihrem Beruf ausharren können, ohne sich auf verlorenem Posten zu fühlen, jene, die das einlaufende Geld ständig zur besseren Bewirtschaftung des verbleibenden Landbesitzes verwenden. Eine gewisse Zahl der von alters her bestehenden Betriebe kann sich so bis in die

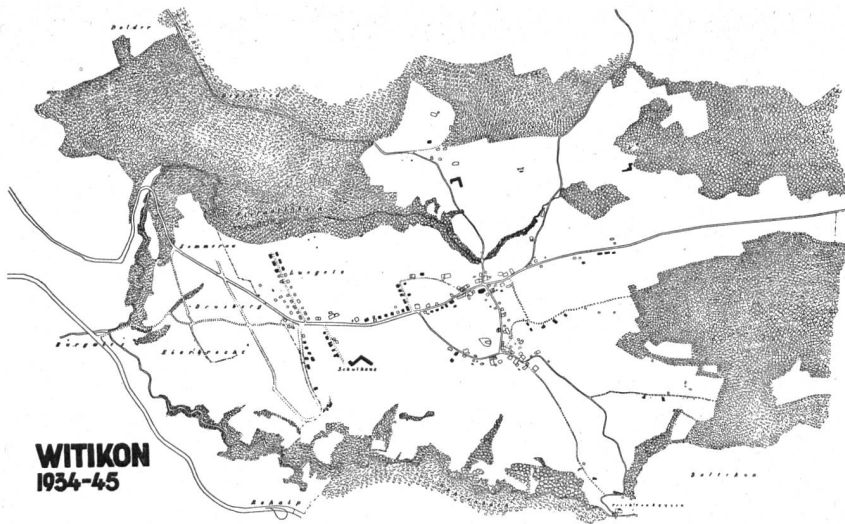


Abb. 3.

Witikon 1934—1945: Stadtmüde Fluchtsiedler und Nachzügler (schwarze Häuschen) haben den Landwirtschaftsbereich weiter eingengt.

nähere Zukunft halten, konnte sich auf alle Fälle während der gefährlichsten Zeit der mittleren dreissiger Jahre nicht nur durchbringen, sondern sich derart modernisieren, dass die Rendite wieder sichergestellt ist. Diese Bauern oder Bauernsöhne entsprechen allerdings nicht mehr dem Begriff, den man sich gemeinhin von einem Bauern machte und noch macht. Der moderne Bauer beherrscht die Motorfahrzeuge so gut wie ein Städter, weiss sich zu kleiden, ohne dass er irgendwie auffallen muss, hat sich die Vorteile sanitärer Einrichtungen in zuträglichen Massen zu sichern gewusst, und vor allem versteht er sein Gewerbe besser als seine Väter. Was früher gnädige Gabe der Natur war, ist heute das Produkt eines erlernten und gekonnten Handwerks geworden, das die Errungenschaften der Zivilisation und Technik ebenso benötigt und benützt wie ein anderer Beruf.

Es wäre nun aber unnütz, über den Fortbestand der Landwirtschaft auf städtischem Gebiet irgendwelche Prognosen aufstellen zu wollen. Zu viele Faktoren greifen hier in den Gang der Handlung ein, als dass nur einige Gewissheit bestehen könnte. Im allgemeinen kann man sagen, dass ein reorganisierter Betrieb für die heute jüngere Generation erhalten bleiben wird, wo immer der Wille zur Weiterarbeit vorhanden ist.

An und für sich dürfen wir nun den Vorgang der Eingemeindung als abgeschlossen betrachten. Wir sahen, wie es zur Eingemeindung de jure kam. In der Wirklichkeit aber zeigte es sich, dass erst die Jahre nach 1934 in den zürcherischen Vororten die eigentliche Eingemeindung herbeiführten. Der Vorgang ist durch das Gesetz nur in bestimmte Bahnen geleitet worden, von denen es kein Abweichen mehr gibt. Wie es aber nun weiterging, wie das Dorf sich zum Stadtquartier wandelte, das soll uns jetzt noch beschäftigen.

Oft erstaunt es den Betrachter der Vorgänge, dass ein von der Stadt relativ unberührtes Gebiet eingemeindet wurde. Fast am deutlichsten von allen Vororten zeigt hier Witikon, das noch jahrelang nachher streng ländlich aussah, wie eben die Eingemeindung nicht durch die städtische Bebauung, sondern durch den von der Stadtkultur hergetragenen Berg von unlösbaren Problemen herbeigeführt wurde. Die wirklich städtische Besiedlung setzt in Witikon nämlich erst nach 1934 in grösserem Rahmen ein. Nun aber sind es nicht mehr kleine Leute, die sich in Witikon ansiedeln. Vielmehr ist es eine eigentliche Invasion der Intelligenz, die nun die Jahre 1934 bis 1939 kennzeichnet. Städtische Fluchtsiedler sind es vor allem, die um das Dorf herum einen Kranz von Einfamilienhäusern legen und damit den Namen «Pioniere» ebenfalls verdienen, denn sie eröffnen nun, im Gegensatz zu den Pionieren I. Ordnung, die Bautätigkeit in verstreuten Siedlungen, bauen weniger mehr nach praktischen als nach ästhetischen Gesichtspunkten und tragen dafür auch entsprechend höhere Kosten.

Werden die Pioniere I. Ordnung noch als Freunde willkommen geheissen, so haben nun die neuen und an den älteren Problemen unbeteiligten Pioniere II. Ordnung die Mißstimmung auf sich zu nehmen, die durch die städtische Bauerei in vielen älteren Einwohnern ausgelöst wird. Nun erst erhebt sich nämlich mitten im zu bearbeitenden Land ein fremder Gartenzaun, nun erst muss man mit der Mähmaschine um die Telefonstange herumkutschieren, die die verbindende Leitung zwischen Stadt und Einfamilienhaus trägt. Jetzt erst also beginnt die Stadt zu stören, die Bewegungsfreiheit im wörtlichsten Sinne einzuschränken, und man spürt nun täglich, dass es mit der alten Ruhe und Ungestörttheit vorbei ist. Die Jahre nach 1934 waren für die ansässige Bevölkerung die härteste Zeit, denn alles

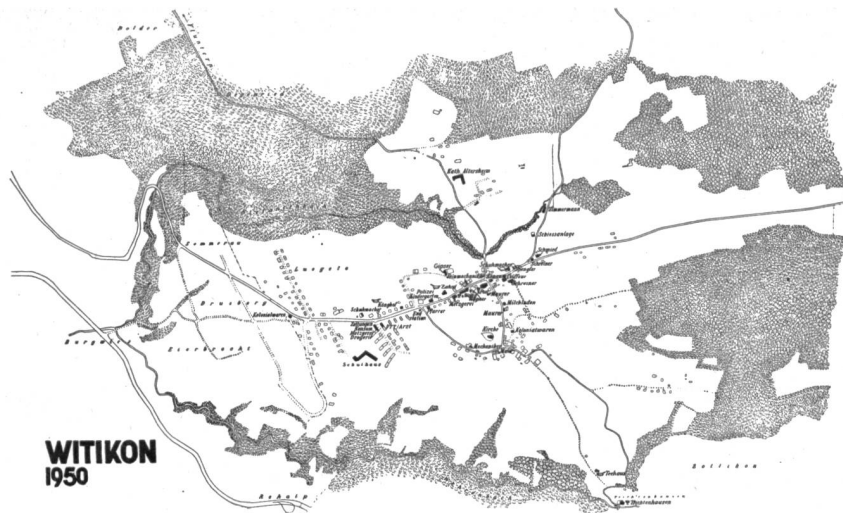


Abb. 4.

Witikon um 1950: Der Bau von Wohnkolonien für die Neusiedler verleiht dem Quartier städtisches Gepräge.

einst nur halbwegs Vorstellbare drang nun mit unangenehmer Deutlichkeit in das tägliche Leben ein. Die Umbildung der alten Gemeinde in beispielsweise eine neue, grössere Kirchgemeinde, in einen neuen Schulkreis, in ein statistisches Quartier brachte viele kleine, bittere Pillen mit sich, an die man nie hatte denken können. Auch mussten verschiedene halbprivate Institutionen (Fürsorge usw.) mit betonterer Öffentlichkeit versehen werden, was nie ohne Intrigen und heimlichen oder offenen Aerger abging.

Schliesslich aber kommt es doch so weit, dass die Gemüter sich beruhigen, sei es in Resignation oder im Einverständnis mit den neuen Gesellschaftsformen, die meist eminent städtisch sind und oft einfach über die bestehenden Formen gestülpt werden müssen. Es könnten sich jetzt langsam neue, das Ganze berücksichtigende Lebensformen herauskristallisieren, jedoch wird diese Entwicklung immer wieder gestört, werden die entstehenden Kristalle immer wieder getrübt durch das Eintreffen neuer unbekannter Gesichter, für die ländliche Bevölkerung also durch neue Einschränkungen und Behinderungen. Mancher kann in seinem Aerger nie richtig aufschnaufen.

Durch den Krieg konnte im besonderen Falle einiger Zürcher Vororte der natürliche Ablauf der Ereignisse gestaut werden, so dass zum Beispiel in Witikon das ländlich-vertrauliche Element im Verkehr der Einwohner untereinander erneut durchbrach. Rasch wurden auch die wenigen Nachzügler eingegliedert, die sich bis 1945 in Witikon angesiedelt hatten. Diese Stauung brach aber durch, als nach dem Kriege die Wohnungsnot gebieterisch nach vermehrter Bautätigkeit rief. Und jetzt erst geschah jener Schritt, der nun auch von einstigen Pionieren als unangenehm empfunden wird, denn nun kamen die sogenannten «Ueberbauungen». Hunderte von neuen Wohnungen entstanden, Hun-

derte von neuen Gesichtern tauchten auf in den Strassen, auf den Plätzen, den Feldwegen und in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Die Grüssitte, die bis anhin geherrscht hatte, verminderte sich auf ein Minimum, der Rückzug der Bauern auf ihr eigenes Leben wurde nun erst recht offensichtlich, denn verhältnismässig rasch waren auch die bedächtigen, länger ansässigen Städter in die neue Front der Stadtkultur einbezogen. Damit tauchten im Vorort unbehelligt jene Sitten auf, die bisher zu auffällig gewesen waren, als dass sie sich hätten einbürgern können. So war es vor dem Einzug der Hundertschaften einer Frau kaum möglich gewesen, in langen Hosen durch das Dorf zu spazieren. Wer blondierte Haare hatte, fiel so sehr auf, dass ein Munkeln und Raunen nicht zu umgehen war; sehr hohe Absätze wären bald bekannt und verschrien gewesen. All dies entzog sich nun der regelnden Kritik durch die eingesessene Bevölkerung, weil, was früher Ereignis gewesen wäre, nun nur noch Episode ist. Mit diesen Vorgängen wird der Vorort nun eigentlich erst zum städtischen Wohnquartier, und gleichzeitig, es ist die höchste Zeit, hat die öffentliche Planung eingesetzt und die bisherige sprunghafte Entwicklung in geordnete Bahnen zu lenken versucht. Von welchem Standpunkt aus wird nun aber geplant? Zweifellos ist es das Gesichtsfeld des städtischen Wohnsiedlers, das im Vordergrund steht, denn nun ist es schon Selbstverständlichkeit geworden, dass auf die Gegebenheiten des alten Dorfes nur noch geringe Rücksichten genommen werden. Im Falle Witikons hat die Stadtplanung den kompaktesten alten Dorfteil durch Baulinien und Strassenzüge geschützt, jedoch taucht bei Betrachtung des Planes unwillkürlich die Vorstellung eines Indianerreservates zu Zwecken des Fremdenverkehrs auf. Sicher wird der Dorfkern Witikons lange erhalten bleiben, wenigstens werden die Häuser vorläufig stehen gelassen. Das Leben in ihnen

wird aber weichen, denn ebenso sicher steht zu erwarten, dass in Ermangelung eines bebaubaren Bodens kein Landwirt mehr jene Bauten bewohnen wird.

Betrachten wir noch die abgedruckten Karten, so stellen wir mit einigem Erstaunen fest, wie wenig Fläche überbaut werden muss, bis für den Einwohner der Eindruck eines städtischen Quartiers entsteht. Es sind eben nicht allein die Bauten und nicht die Zahl der Einwohner, die so tiefgreifende Veränderungen herbeiführen, wichtiger ist die Mentalität der Mehrheit oder auch nur einer führenden Schicht. Heute hat Witikon an die 2000 Einwohner. Einst sollen es deren 8000 sein. Wie lange es bis zum Vollausbau des Quartiers dauern wird, kann nicht vorausgesagt werden. Nur der unkontrollierbare Kosmos aller Kräfte unserer und der zukünftigen Zeit könnte diese Frage beantworten.

Betrachten wir den Vorgang der Eingemeindung nochmals im Ueberblick, dann stellen wir innerhalb

einer flüssigen Gesamtentwicklung gewisse kritische Zeitzone fest, in denen die Veränderungen im Vorort schneller erfolgen als in den träge dahinfließenden Zwischenzeiten. Eine Zeittabelle der Geschehnisse soll dies veranschaulichen. Immer folgt auf eine Zeit der Vorbereitung ein Besiedlungsstoss, worauf sich die umgestürzten Verhältnisse neu stabilisieren müssen. Und immer wieder wird der geistige Kitt, der die Einwohner in den Zwischenzeiten langsam aber stets fester miteinander verbindet, durch den neuen Siedlungsstoss auseinandergebröckelt. Einsichtige versuchen immer wieder, das Gespräch zwischen Bauern und Städtern in Fluss zu bringen, aber das ist eine mühsame Arbeit, die erst dann beendet sein wird, wenn der volle Ausbau des Quartiers abgeschlossen ist, die Verhältnisse sich endgültig stabilisiert haben und, es ist schwer, etwas anderes anzunehmen, die Stadtkultur sich überall durchgesetzt haben wird.

Tabelle 1. Uebersicht über die Besiedlungsentwicklung in Witikon 1917—1951

Zeit	Vorbereitung	Siedlungsstösse
1917—1925	Beginn der Spekulation Aufbausuchen der an sich geruhsamen Entwicklung Beginnende Veränderung des bäuerlichen Denkens	
1925—1933		Pioniersiedler I. Ordnung (anspruchlose, assimilationsfähige Idealisten aus städtischen Verhältnissen)
1930—1934	Gegenseitige Assimilation Verschiebung der Kräfteverhältnisse zugunsten der Städter Unterhöhung der bäuerlichen Sicherheit im Denken und Handeln Amtsmüdigkeit der Bauern	
1934—1936		Pioniersiedler II. Ordnung (stadtmüde Fluchtsiedler) Invasion der Intelligenz
1939—1945	Scheinbar weitgehende Angleichung der beiden Lager Durch den Krieg künstlich zurückgestaute Kontinuität der Besiedlung Auseinanderfallen der Beziehungen am Kriegsende	(Nachzügler)
1946—1951		Neusiedler (Bau von Wohnkolonien)